

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 251

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Gewalt und Beton haben gesiegt»

TEXT: MAJA HESS

Der Osten der Türkei ist atemberaubend schön. Karstlandschaften wechseln ab mit tiefen Tälern, Ebenen, unendlich erscheinende Bergketten. In der Morgensonne ist alles von einem zarten Hauch überzogen, in rötlich-ockerfarbenes Licht getaucht. Vereinzelt weiden Schafherden auf dem kargen Boden. Es ist der 1. November, Allerheiligen in christlichen Ländern, Wahltag in der mehrheitlich islamischen Türkei. Wir sind unterwegs in die Kleinstadt Güclükonak, als Teil einer siebenköpfigen ausserparlamentarischen Delegation. Wir folgten dem Ruf der prokurdischen Partei der Völker, HDP, und wollten überprüfen, ob im kurdischen Teil der Türkei faire und freie Wahlen durchgeführt werden.

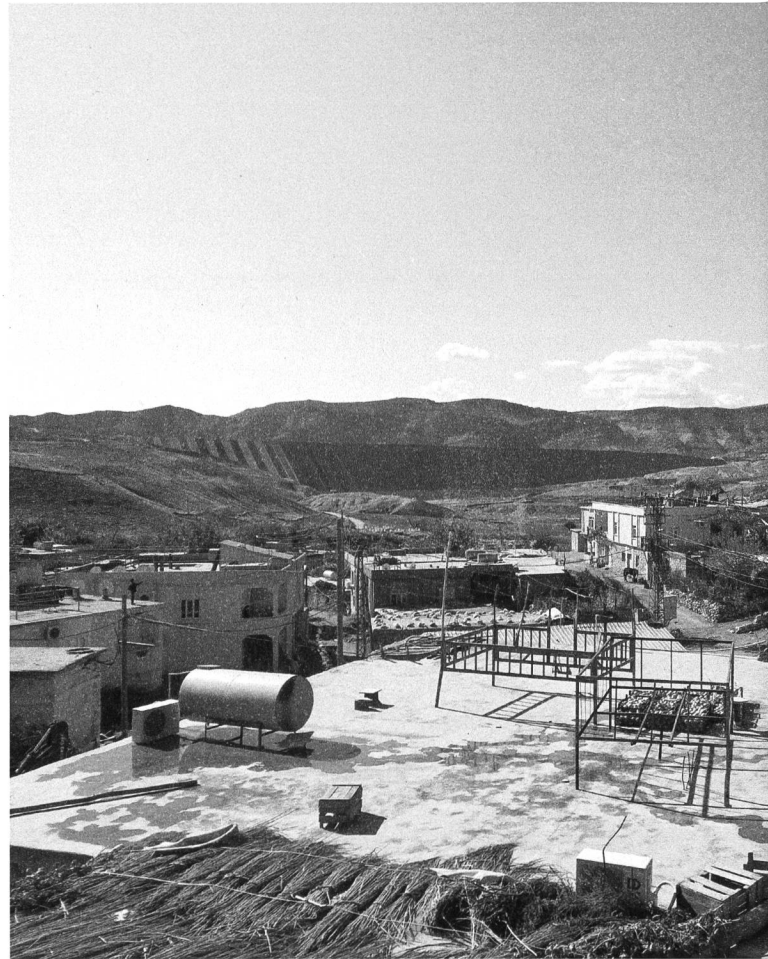
Reise mit ungewissem Ausgang

Die Strasse ist eng und windet sich Richtung Tal. Ein breiter Fluss hat sich dort in die Landschaft gegraben. Nach einer scharfen Kurve rollt plötzlich ein Schützenpanzer auf uns zu. Ausser uns weit und breit niemand. Ist das Zufall, Absicht, eine Kontrolle? Ein mulmiges Gefühl befällt uns. Schon im Vorfeld unserer Reise mussten wir uns verschiedenen Bedenken und Ängsten stellen. Berichte über willkürliche Verhaftungen, tagelange Ausgangssperren und massive Folter an jungen Menschen verunsicherten uns. Und dann: der blutige Anschlag am 10. Oktober auf eine farbenfrohe Demonstration für Frieden in Ankara durch den IS. Die von Selbstmordattentätern gezündeten Bomben töteten über 100 Menschen und haben unzählige schwer verletzt. Die brutale Gewalt richtete sich gegen Mitglieder und die Wählerbasis der HDP. Im Sommer hatte ihr Wahlerfolg die Alleinherrschaft von Präsident Erdogans Regierungspartei AKP beendet. Die vorgezogene Neuwahl soll nun wieder klare Machtverhältnisse schaffen.

Es ist bedrohlich, von einem Schützenpanzer verfolgt zu werden. Unser Chauffeur beschleunigt. Mir wird übel. Zum Glück erinnere ich mich an das türkische Wort für langsam: «yavas lüften...». Irgendwann haben wir den Schützenpanzer abgehängt. Doch nun werden wir auf die ungezählten Militärbasen und Sendetürme auf den Hügeln und Kreten aufmerksam. Bereits 60 Prozent der Berge sind militärisches Sperrgebiet. Im Schatten der Friedensverhandlungen wurde Kurdistan bis in die entlegensten Winkel militarisiert.

Mit Händen, Füßen und Tee

Güclükonak im Südosten ist eine kleine Stadt mit etwa 3500 Einwohnerinnen und Einwohnern. Im kleinen Büro der lokalen HDP werden wir herzlich begrüsst. An den Wänden hängen Bilder von getöteten jungen Menschen, Frauen und Männern. 15 Bilder zähle ich. Der Verputz darunter blättert ab. Ein paar ältere Frauen eilen herbei. Sie umarmen und küssen uns voller Innigkeit und Freude. Sie legen ihre flache Hand auf die Stirn und weisen dann zum Himmel. Mit diesem Zeichen danken sie Allah, dass wir gekommen sind. Dann trinken wir den mit viel Liebe servierten Tee.

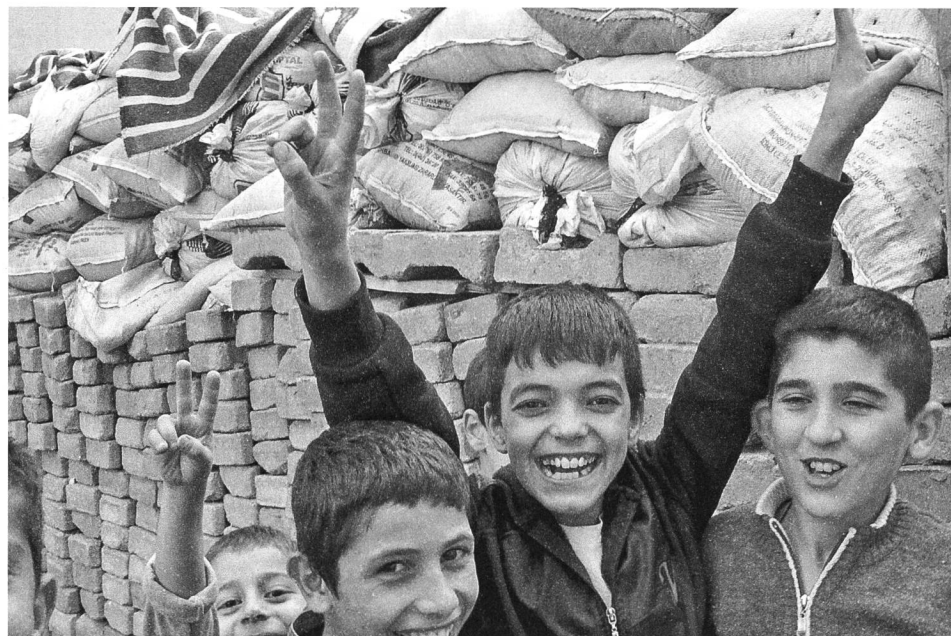
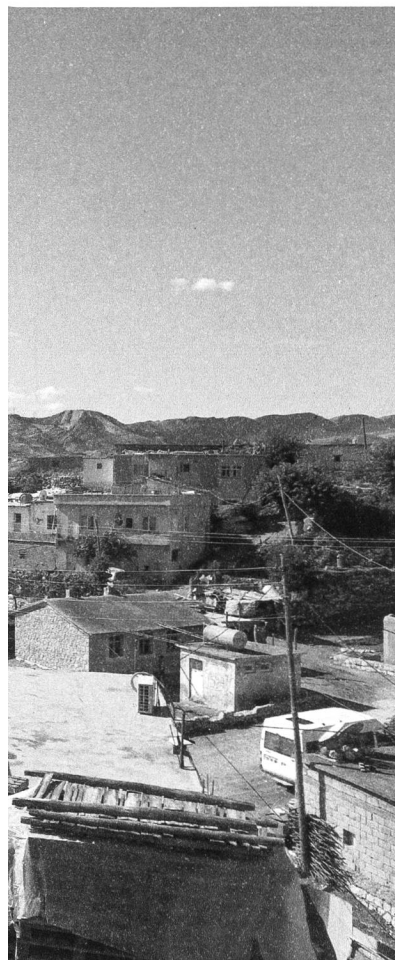


Wir verständigen uns mit Händen und Füßen. Ein Übersetzer wird auf die Schnelle nicht gefunden. Mit unseren paar Brocken türkisch verständigen wir uns trotzdem, denn ein gemeinsames Anliegen verbindet uns: Wir teilen den Wunsch nach mehr Gerechtigkeit, Frieden und Freiheit für Kurdistan. Das macht eine andere Art der Kommunikation möglich.

Vor dem ersten Wahllokal, der Dorfschule, steht erneut ein Schützenpanzer. Am Eingang Polizisten und Soldaten. Der Polizeikommandant in Zivil verwehrt uns herrisch den Zutritt. Nun fehlt uns die Sprachkompetenz, um uns durchzusetzen. Auch unsere Begleiter insistieren nicht und bringen uns zum nächsten Lokal. Noch vor wenigen Tagen spekulierte die Welt, ob die Regierung in den kurdischen Gebieten überhaupt Wahlen zulässt, oder ob sie kurzfristig eine Ausgangssperre verhängt. Doch jetzt wird gewählt. Und die Menschen kommen in Scharen.

Wer schützt wen vor wem?

In vielen Lokalen wird uns kurz Einblick gewährt. Die Wahl scheint geordnet abzulaufen. Doch auch in den kleinsten Dörfern imponiert die furchterregende Präsenz der türkischen Sicherheitskräfte. Wen und was schützen sie? Und vor wem? Sich selber vor der Bevölkerung? Diese läuft scheinbar ungerührt an den Polizeifahrzeugen und Maschinengewehren im Anschlag vorbei – um ihre Stimme für die HDP, die prokurdische Partei der Völker, abzugeben.



2

1 Bedroht von den Wassermassen: das Dorf unterm Staudamm. Bild: Maja Hess
2 In einem befreiten Wohnviertel in Silopi an der syrischen Grenze. Bild: Bigna Rambert

Während einer kurzen Mittagspause sitzt Abu Kerim mir gegenüber auf dem Dach eines Hauses, das in den nächsten Jahren einem gigantischen Stauseeprojekt zum Opfer fallen wird. Am Horizont türmt sich ein eindruckliches Bauwerk, eine Staumauer, die den Blick in das endlose und wunderschöne Tal jäh bremst. «Wenn sie den Staudamm in Betrieb nehmen, wird unser Dorf in den Wassermassen untergehen und damit auch unsere Bäume, Felder, Häuser. Die Regierung hat uns Land weiter oben am Berg angeboten.» Abu Kerim sagt das einigermassen emotionslos. Er ist es gewohnt, wiederholt auf brutale Art vertrieben und niemals konsultiert zu werden. Obwohl die Tiere friedlich um uns herum grasen und die Früchte auf dem Tisch nicht nur prächtig, sondern auch wohlschmeckend sind, befinden wir uns im Krieg.

Eine Bergkette weiter lebt der Widerstand

Abu Kerim trägt am linken Bein eine Prothese. Er läuft so gekonnt, dass sie erst beim Sitzen auffällt. «Als ich 13 Jahre alt war, hat eine Mine mein Bein zerfetzt. Seither trage ich diese Prothese. Mein elfjähriger Sohn wurde von einer Mine getötet. In diesen Bergen ist alles vermint.» Er zeigt mir ein Foto seines Sohnes auf dem Handy. Der Schmerz wird plötzlich greifbar. «Schau die Hügel an», sagt er dann. «Überall Militär, überall. Aber dahinter, eine Bergkette weiter, da lebt der Widerstand!»

Nach der Schliessung der Wahllokale beobachten wir in einer der Schulen die Auszählung. Unregel-

mässigkeiten sehen wir keine. Zu unserem Erstaunen haben fast ein Drittel der Wähler ihre Stimme Erdogans Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) gegeben. Sichtlich enttäuscht steht hinter mir ein junger Mann. Wie kann das passieren an einem Ort, wo die Staatsgewalt ihre Bürger ungestraft unterdrückt, verfolgt und foltert? «Hier wohnen eben viele Staatsangestellte und ihre Familien», klärt man uns später auf.

Ungleicher Wahlkampf

Zurück im Parteibüro der HDP wird die Enttäuschung nicht kleiner. Das Ergebnis bereits ausgezählter Urnen zeigt: Präsident Erdogans Kalkül ist aufgegangen. Eine kurdische Freundin fasst es knapp in Worte: «Gewalt und Beton haben gesiegt.» Tatsächlich versprach Erdogan im Wahlprogramm Infrastrukturprojekte, Sicherheit und Wachstum. Und ganz selbstverständlich finanzierte er seine Kampagne aus der Staatskasse. Währenddessen verzichtete die HDP zum Schutz ihrer Basis vor weiteren Bombenanschlägen auf Kampagnen und grössere Treffen. Das zahlte sich aus für die AKP. An diesem Sonntag gewinnt sie die absolute Mehrheit zurück, während die HDP um zwei Prozent zurückfällt und mit 10,5 Prozent der Stimmen nur ganz knapp ins Parlament einzieht.

Die Gesichter der etwa 40 Männer im HDP-Büro sind ernst und konzentriert. Vielleicht etwas traurig, aber gefasst. Wir alle wissen, dass das keine fairen und freien Wahlen waren. Der «Wahlbetrug» hat vor dem Urnengang stattgefunden. In einem Umfeld von Gewalt und Verfolgung gibt es keine Fairness – Freiheit schon gar nicht.

Ein schmaler Mond steht am Himmel, als wir uns verabschieden. Wut und Ärger sind seltsamerweise kaum spürbar. Aber ein tiefer Ernst, ein Schmerz eher, der alles in der Vergangenheit Erlittene miteinschliesst. Die kommenden Zeiten werden sehr schwierig werden. Ans Aufgeben denkt hier aber niemand.

Maja Hess ist Präsidentin von medico international schweiz und reiste mit einer Delegation der ausserparlamentarischen Linken zur Wahlbeobachtung nach Kurdistan.

Keine zu klein, Teil zu sein



Schaffhausen brummt: James-Bond-Party im Taptab. Bild: schaffhausen.net

In meiner Bandbreite an Emotionen gibt es ein ganz bestimmtes Gefühl, das sich immer nur in einer speziellen Situation einstellt: das Frühstücksbuffet-Dilemma. Es ist mittelpäter Morgen an einem lauschigen Wochenende, du trittst noch restverschlafen in irgendeinen Ess-Raum und dein Blick fällt auf das Buffet. Es ist überwältigend bunt, erfreulich gross, hat Warmes und Kaltes, Gesundes und Fettiges, Leichtes und Währschafes. Und während du von den Trauben zum Zopf zum Müsli zum Orangensaft blinzelst (oder von mir aus zu Schinken und Rührei), ergreift dich das Gefühl: Wow, ich kann niemals so viel essen, wie ich jetzt wollen würde. Das Frühstücksbuffet-Dilemma. Ich empfand es letztens fernab von jeglichem Frühstück. Genau genommen war es später Samstag-nachmittag: Ich schritt durch die Schaffhauser Neustadtgasse, die an diesem Septembertag ein Strassenfest feierte. Auf der sonst eher stillen Gasse standen Bartische und Liegestühle, irgendwer spielte sowas wie Handball, eine Band machte Musik. An diesem Wochenende ereignete sich alle paar Schritte ein Fest: Mal abgespaced in einer Garage, mal auf offener, offiziell autogesperrter Strasse mit afrikanischem Essen, mal in WGs und Ateliers. Das Wetter war kühl, leicht feucht, wenig sommerlich. Und den Menschen wars egal; sie erschienen alle, alt und mittelalt und jung und winzig, Elektrofreundinnen und Kulturkuchen und Politikaktivistinnen und Exilschaffhauser.

«Willst du hier echt...bleiben?», fragte ein mir sehr lieber Mensch vor einem Jahr, als ich ihn zum ersten Mal in mein damaliges geliebtes Zuhause an der Repfergasse einlud. Schon damals fand ich die Frage irritierend. Warum sollte ich nicht in Schaffhausen bleiben wollen? Auch heute, wo ich (übrigens nicht aus Leidensdruck) in Winterthur lebe, frage ich mich: Warum sollte ein junger Mensch nicht in Schaffhausen leben wollen? «Alles so klein», finden meine nicht-schaffhausenden Mitmenschen, «keine kulturellen Angebote», nölen sie, «nichts los». Ich habe davon wenig mitbekommen. Klein, ja, klar. Ich brauche einen Spaziergang statt eine U-Bahn, um das Stadtzentrum zu durchqueren, und die Schaffhauserinnen kennen sich untereinander – das ist aber in den meisten Quartieren jeder noch so grossen Stadt so. Aber...nichts

los? Warst du mal an einer Theateraufführung von Momoll? Schon einen Slam erlebt im Taptab? Einer Lesung im Fass beigewohnt oder den Burger im Cardinal verschmaust? – Nein. Natürlich nicht. Genau so, wie ich meine Vorurteile über Olten oder Solothurn oder Baden habe, vermuten Aussenstehende über Schaffhausen, nun ja, dass hier «nichts los» sei.

Klar, in einer grossen Stadt gibts mehr Angebote. Das Argument höre ich oft von solchen, die aus kleinen Städten in grössere gezogen sind, die wochenendweise nach Berlin pilgern, die erschauern beim Erwähnen ihrer viel zu kleinen Zwangsheimat. Ebenjene Personen allerdings, so fällt mir auf, waren selten aktiver Teil des Kulturlebens. Sie haben nie ein Konzert gegeben, eine Podiumsdiskussion mitorganisiert. Sie sind auf der Seite der Konsumenten – und in dieser Passivität verbirgt sich der springende Punkt. Je grösser die Stadt ist, desto einfacher ist es, selbst nur als Gast Teil der Kultur zu sein. Desto indirekter scheint der Zusammenhang zwischen Kulturangebot und aktivem Einsatz. Überall wird Kultur getragen durch solche, die sich leidenschaftlich dafür engagieren. Das kulturelle Angebot zu kritisieren, ist legitim und wichtig. Allerdings vor allem dann, wenn man erstens tatsächlich erlebt, was läuft. Und zweitens in irgendeiner Form aktiv versucht, Teil davon zu sein. Der Tisch des Frühstücksbuffets deckt sich nämlich nie von alleine.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und das Kulturmagazin «Coucous».

Cooli Sieche wählen

Und, wie waren eure Wahlen so? Im Thurgau nichts Neues. Oder doch, etwas: Der GLP ging ihr Sitz in der Grossen Kammer verlustigt. Das ist ein bisschen schad. Die FDP hat ihn jetzt wieder. Überraschend geholt vom umtriebigen Oberthurgauer Unternehmer Hermann Hess, 64, unter anderem Mitinhaber und VR-Präsident der Schweizerischen Schifffahrtsgesellschaft. Gut.

Aber noch besser ist, dass sein Parteigspänli Kaspar Schläpfer *nicht* gewählt wurde. Das hätte gerade noch gefehlt. Sitzt 13 Jahre im Regierungsrat, tritt anfangs 2016 zurück – und dann im Anschluss-Schlafwagen nach Bern? Zwar ist Hess gleich alt wie Schläpfer, aber dynamisch und tiftig. Als Konzertpianist trifft er zudem viele Töne präzis. Der Bundesberner Klaviatur kann das nur gut tun.

Sowieso ist es jetzt Zeit für die Ostschweiz, endlich coole Siechen zu wählen. Nein, nicht Bundes- und Kantonsräte. Dafür die Männerriege Kreuzlingen. Das sind freilich auch nicht durchgehend taufrische Semester. Aber wenigstens gehen sie einem nicht mit Politik auf die Nerven. Sondern wollen für die Schweiz den Eurovision Song Contest 2016 (ESC) rocken. Jawohl. Passt. Nehmen wir.

Fitti Manne heisst ihr Stück: fröhlicher Poprock mit schmissigen Bläuersätzen, eine selbstironische Hymne an die gelebte Vereinsmeierei im Turnleibchen. Komponiert hat es «Dä Brüeder vom Heinz», und der singt, im schönsten Thurgauerdialekt, an vorderster Front mit. Sein Bruder heisst wirklich Heinz, er Mani Fries, und Banderfahung hat er schon lange. Der Song muss sich gegen knapp 170 weitere behaupten, die beim Schweizer Fernsehen eingereicht wurden. Klickt man sich durch die dazugehörenden Videoclips, muss man sagen: *Fitti Manne* hat Chancen. Denn teils sind die Stücke so unterirdisch, so wahnsinnig extrem grottenschlechter Mist, dass es schmerzt.

Liebe Mitostschweizerinnen und Mitostschweizer: Es ist an der Zeit, dass wir der Welt wieder mal zeigen, was eine satte Harke mit hellem A so alles bewirken kann in der Welt. Mit originärem und originellem Sound. Vorgelegt haben dieses Jahr an der nationalen Ausscheidung für den ESC der Sanktgaller Andy McSean (der eben mit Crowdfunding seine zweite Scheibe finanziert hat) und die Multikulti-Band Timebelle mit Wurzeln im Thurgau. Sie schieden gegen ein Pop-Püppchen mit einem völlig plattproduzierten aseptischen Nümmerchen aus, die es dann nicht mal ins Halbfinale schaffte.

Jetzt machen wir fertig, was McSean und Timebelle begonnen haben: Wir hieven die Männerriege Kreuzlingen auf die Bühne in Stockholm. Mein Lieblingsraucher Helmut Schmidt meinte zwar, dass zum Arzt gehen solle, wer Visionen hat. Trotzdem und gleichwohl – ich sehe es deutlich vor mir: The Winner is...Switzerland! Performer: Dä Brüeder vom Heinz feat. M.R.K. Cooli Sieche – Voten, bitte!

PS: Sollten die Turner schon bei der ersten Selektion (nach Redaktionschluss) rauskippen, erwarten wir von Musicus und Neo-Nationalrat Hess nächstes Jahr Vorschläge für eine nachhaltige ESC-Wende. Und wenn es eine FDP-Combo ist. Die SVP macht ja neuerdings auch auf Blues Brothers.

Rolf Müller, 1967, macht Kommunikation im Thurgau.

Wer hat's erfunden?

Wie mittlerweile sehr viele Vorarlberger bin ich Inhaber einer Jahreskarte maximo des Verkehrsverbundes Vorarlberg. Das ist eine Netzkarte für das ganze Bundesland, mit der man auch über die Landesgrenzen hinauskommt, nämlich bis St.Margrethen, Buchs, Lindau und St.Anton. Die Karte kostet 365 Euro (leicht zu merken: 1 Euro pro Tag), ist für Pensionisten noch preisgünstiger (256 Euro) und gilt auch für die Stadt- und Landbusse, das heisst in der Praxis für alle Verkehrslinien des Landes mit Ausnahme der Seilbahnen und der Bodenseeschifffahrt. Erfunden haben die 365-Euro-Jahresnetzkarte eigentlich die Wiener Grünen, aber die Vorarlberger Grünen haben sie erfreulicherweise auch hier durchgedrückt.

Nach St.Gallen oder Zürich fahre ich stets mit dem Zug München-Zürich, der ab Bregenz nur in St.Margrethen, St.Gallen, Winterthur, Flughafen Zürich und Hauptbahnhof Zürich hält. Dazu kaufe ich am Bregenzer Bahnschalter eine Karte ab St.Margrethen, denn bis dorthin komme ich mit meiner Jahreskarte maximo. Mein Schweizer Halbtaxabo wird dabei am österreichischen Schalter berücksichtigt. Für die Fahrt nach Zürich und zurück habe ich schon mehrmals unterschiedliche Preise bezahlt, wobei die Unterschiede aber zu gering waren, um der Sache sofort auf den Grund zu gehen, denn der Zug fuhr gleich einmal ab.

Auch bei meinem letzten Züri-Trip unlängst war ich schon zum Bahnsteig unterwegs, als mir auffiel, dass diesmal ein Zettel an den Fahrschein angeheftet war, mit dem «5 Euro» als «Servicepauschale Schweiz» verlangt wurden («Keine Erstattung! Keine Barabläse!»). Dieses Mal kehrte ich doch zum Schalter zurück und erfuhr sinngemäss von der Frau, die mir gerade die fünf zusätzlichen Euro abgeknöpft hatte, «die Schweizer verlangen das jetzt so». Meine anschließende Frage, wofür denn «die Schweizer» die fünf Euro kassierten, konnte sie nicht beantworten. Sie wisse das nicht und auch nicht genau, wer das Geld bekomme, glaube aber, dass es die SBB seien. Wenn ich per Internet buchte, fielen die Servicepauschale sowieso nicht an. Auf meine Frage, mit welcher Begründung die Schweizer eine Gebühr für die Arbeit an einem österreichischen Bahnschalter kassierten, fiel ihr auch nichts ein. Inzwischen musste ich zum Zug eilen.

Später fragte ich am St.Margrethner Bahnschalter nach dem Grund für die Servicepauschale. Der Mann am Schalter sagte, dieses Geld bekämen die Österreicher, die sonst nichts daran verdienen würden, wenn ich nur eine innerschweizerische Strecke buche. Ich könne ja per Internet... Meiner Bemerkung, das diskriminiere aber Leute, die keinen Internetanschluss haben, stimmte er durchaus zu.

Gestern erkundigte ich mich bei einer Frau am Lindauer Bahnschalter, ob sie eine Extrageldgebühr verlangen würde, wenn ich jetzt bei ihr die Strecke St.Margrethen-Zürich buchte. Diese Frau sagte, sie wüsste nicht warum, und auf meine Erklärung hin, dass es kein solches Abkommen der Deutschen Bahn mit den SBB gebe.

Man kann übrigens in Österreich die Strecke Bregenz-Zürich nicht am Automaten lösen, und in St.Margrethen ist die Zeit zwischen der Ankunft aus Bregenz und der Abfahrt nach Zürich zu kurz, um ein Ticket herauszulassen. Wieso zwingen mich die Schweizer ins Internet? Ist die Service-Pauschale ein Österreicherwitz?

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

Das politische Powerhouse des Kantons

Als Randregion ennet dem Ricken fühlt sich das Linthgebiet von der Kantonshauptstadt St.Gallen oft vernachlässigt. Zuletzt sah sich See-Gaster beim Entscheid der Regierung, die Kantonsschule in Wattwil zu belassen, düpiert. Für gewisse politische Kreise erscheint es als Affront, dass die im Windschatten des Grossraums Zürich prosperierende Region ihre Schüler ins verschlafene Toggenburg schicken muss. Einige Politiker fabulierten gar wieder einmal von einem Kanton Linth, den es als Protest auf das fehlende Gehör in St.Gallen zu reaktivieren gelte.

Seit Ende Oktober ist nun alles anders. Auf einen Schlag wandelte sich das Linthgebiet zum politischen Powerhouse des Kantons. Stellt doch der Wahlkreis See-Gaster neu drei der zwölf St.Galler Nationalräte. Nur das Rheintal hat gleich viele. Der Wahlkreis St.Gallen schickt dagegen mit SP-Frau Claudia Friedl gerade mal eine Repräsentantin nach Bern.

Mit einem Linthgebiet-Vertreter im Nationalrat war zu rechnen. Alles andere als eine Wiederwahl von Köbi Bächler wäre eine Sensation gewesen. Dank Listenhilfe von BDP und EVP sowie einem hohem Anteil an Panaschier-Stimmen aus bäuerlichen Kreisen sicherte sich der Landwirt aus Schänis seine vierte Amtszeit, obwohl seine CVP erneut einen herben Rückschlag hinnehmen musste.

Der Wahlsieg der SVP spülte zudem Barbara Keller-Inhelder ins Bundeshaus. Mit freundlichem Candida-Lächeln und harter Hand will sie im Asylbereich aufräumen. Bereits vor vier Jahren landete sie auf dem ersten Ersatzplatz. Dank der Rückerobung des 2011 an die Grünliberalen verlorenen SVP-Sitzes reichte es der einstigen CVP-Frau diesmal für das Ticket in die Landeshauptstadt.

Für die grösste Überraschung sorgte zweifellos Marcel Dobler. Der IT-Selfmade-Millionär schaffte aus dem politischen Nichts den Sprung nach Bern. Der Digitec-Gründer profitierte dabei vom Aufschwung der FDP und war zugleich Teil davon. Mit einem zeitlich und finanziell sehr aufwändigen Wahlkampf stellte er altgediente Schlachtrösser wie Parteipräsident Marc Mächler oder Walter Locher, Präsident des kantonalen Hauseigentümerverbandes, in den Schatten. Gemäss Andeutungen seines illustren Beraters Klaus J. Stöhlker hat Dobler für seine Kampagne wohl gegen 200'000 Franken aufgeworfen. Lochers Lächeln und Gratulationsbekundungen an den jungen Platzhirsch schienen am Wahlsonntag im Pfalz Keller etwas verkrampft. Als FDPler sich laut über käufliche Politik zu beschweren, ging dann aber doch etwas zu weit.

Ob sich das rechtsbürgerliche Trio aus dem Linthgebiet in Bern als Segen für den Kanton erweist, muss sich weisen. Zumindest was den selbstbewussten Auftritt und die mediale Beachtung betrifft, könnte Newcomer Dobler der St.Galler Delegation gut tun. Wie das Linthgebiet im Kanton klagt St.Gallen auf nationaler Bühne ja nicht selten über mangelnde Aufmerksamkeit.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz».

Die Macht der Medien



Alles fing an, nachdem im vergangenen August ein eritreischer Asylbewerber eine Schweizerin in Aarau attackiert hat. Das löste in den Medien eine regelrechte Hetze gegen Eritreer aus. Immer öfters zeigten uns unsere Schulkollegen und Mitarbeiter Zeitungen und sagten: «Lueg, Eritreer sind faul. Lueg, Eritreer sind gewalttätig. Eritreer sind Wirtschaftsflüchtlinge.»

Da unser Image durch den Einfluss der Medien gelitten hat, wollten wir versuchen, es auch mit Hilfe der Medien wieder zu verbessern. Ohne den eigentlichen Vorfall verharmlosen zu wollen, haben einige Freunde und ich beschlossen, es nicht mehr weiter hinzunehmen, dass so abschätzig über uns gesprochen wird, und einen «eritreischen Medienbund» aufgebaut. Damit wir in Zukunft besser reagieren und die Sicht der Eritreer in der Schweiz selber in die Medien tragen können.

Zurzeit hat unser Medienbund sieben Mitglieder zwischen etwa 20 und 30 Jahren, fünf davon stammen aus Eritrea. Wir konnten uns ziemlich gut vernetzen in der Schweiz, auch mit den anderen Eritreerinnen und Eritreern. Seit dem letzten Sommer haben wir viel Neues dazugelernt, und wir hoffen, dass unser Team bald noch grösser wird.

In letzter Zeit genossen wir grosse Aufmerksamkeit in den Deutschschweizer Medien und konnten sogar über die Landesgrenzen hinaus ein Publikum erreichen. Um das zu schaffen, haben wir im letzten Jahr verschiedene Workshops veranstaltet und zum Beispiel auch gelernt, wie man kurze YouTube-Videos dreht, Medienmitteilungen schreibt oder Interviews gibt.

Zurzeit bin ich der «Mediensprecher» unseres Bündnisses. Am 10. November war ich live bei «Talk Täglich» von «Tele Züri» zu Gast. 20 Minuten hat die Übertragung gedauert – es war mit Abstand die schwierigste Situation, die ich bis jetzt im Zusammenhang mit Medien durchstehen musste. Aber ich habe von überall Zuspruch erhalten und auch wieder einiges dazugelernt – deshalb werde ich mich weiter für ein besseres Image der Eritreerinnen und Eritreer in der Schweiz einsetzen.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist mit 15 Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht derzeit eine Ausbildung zum Textiltechnologen.

Weitere Infos: nihhina.ch/medienbund/

Der Link zur Sendung: telezueri.ch/86-show-talktaeglich/7270-episode-ein-eritreer-packt-aus